

DIE TEMPLER UND DER HEILIGE GRAL

Haben sie ihn oder haben sie ihn nicht? – Das ist hier die Frage. Sichere Hinweise deuten darauf hin, daß es gar nicht anders sein kann. Ganz offensichtlich war es kein Zufall, daß die ersten Templar ihr Quartier ausgerechnet auf dem geheimnisumwobenen Tempelberg in Jerusalem aufschlugen und dort in den Tiefen unwegsamer Felsentunnel entdeckten, was zu schützen hinfert ihre eigentliche Aufgabe sein sollte... So oder so ähnlich beginnen zahllose Enthüllungsgeschichten über die Templar und den heiligen Gral. Denn das abrupte, bis heute offenbar nicht verarbeitete Ende der Templar hat sie zur bevorzugten Projektionsfläche von Verschwörungstheoretikern aller Zeiten gemacht. Schließlich kann nicht sein, was nicht sein darf, daß die Geschichte eines Ordens edler Ritter, tapferer Kämpfer und effizienter Banker so sang- und klanglos zu Ende gegangen sein soll. Sie müssen einfach weitergelebt haben – im Verborgenen, getragen von dem Bewußtsein einer Aufgabe, die nur sie allein erfüllen konnten: den Schutz des heiligen Grals.

Das Problem all dieser spannenden Geschichten: Sie bieten zwar eine Menge mystischer Andeutungen und geschickter sprachlicher Verknüpfungen, deren scheinbar wasserfestes logisches Netz sich aber leider als Krake erweist, die sich auch noch in den entlegensten Winkeln unserer Hirne einnistet, um dort anstelle von gelehrter Tinte dunstigen Nebel zu versprühen. Es ist also an der Zeit, Licht ins Dunkel zu bringen, klarzustellen, wann die Legende von den Templar als Gralhütern entstand, welche Funktion sie hatte, welche Bedeutungsnuancen sich mit den in ihr verwendeten Symbolen verbinden, und wer das zarte Pflänzchen des aus der Legende entsprossenen Mythos' in den folgenden Jahrhunderten gepflegt hat.

Das Geflüster der Bücher –
eine Geschichte entsteht

Wir gehen dazu zurück ins Jahrzehnt zwischen 1200 und 1210, die Entstehungszeit des „Parzival“. Sein Autor, Wolfram von Eschenbach, hat bei der Konzeption seines Epos' auf eine ganze Reihe von Quellen zurückgegriffen. Als erstes

übersetzte und bearbeitete er den Parzival-Roman seines französischen Kollegen Chrétien de Troyes. Dessen Geschichte war zu diesem Zeitpunkt bereits einige Jahrzehnte alt, Chrétien hatte sie zwischen 1179 und 1191 für den Grafen von Flandern geschrieben. Aber auch er kann nicht als eigentlicher Urheber gelten, denn er griff auf ein Buch zurück, das er in der Bibliothek des Grafen gefunden hatte, und konzipierte den dort vorgefundenen Stoff in der Form des Versromans neu.

Ob bereits in seiner Vorlage eine Verbindung zwischen dem Sagenkreis um König Artus, Perceval und dem Gral bestand oder ob der Erzähler diese selbst herstellte, können wir heute nicht mehr nachvollziehen. Sein Gral ist eine mit kostbaren Edelsteinen verzierte goldene Schale, in der dem Fischerkönig eine Hostie gebracht wird, die seine einzige Nahrung darstellt. Chrétiens Geschichte bricht in dem Augenblick ab, in dem Perceval es versäumt, dem Fischerkönig die entscheidende Frage nach dem Grund seines Leidens zu stellen, weshalb sein Unternehmen vordergründig scheitert.

Ungefähr gleichzeitig mit dem „Conte de Graal“ entsteht der „Roman de l'estoire dou Graal“ des Robert de Boron, der den Gral erstmals mit der Einsetzung der Eucharistie in Verbindung bringt und ihn als den Kelch deutet, aus dem Jesus beim letzten Abendmahl getrunken haben soll. Es ist die Fortsetzung eines anderen Werkes mit dem Titel „Joseph d'Armathie“, das von der wunderbaren Erscheinung und Rettung des Abendmahlskelches erzählt. Robert baut seine Story auf den „Acta Pilati“

auf, die im Mittelalter auch als „Nikodemusevangelium“ bezeichnet wurden. Die „Acta“ erzählen die Geschichte einiger bedeutender Berührungsreliquien des Christentums, darunter das Grabtuch Jesu Christi und das Schweißbuch der Veronika. Robert de Boron übernimmt wesentliche Elemente der „Acta Pilati“, ersetzt in seiner Geschichte aber die Tuchreliquien durch die des berühmten Kelches. In ihm habe Joseph von Arimathäa das Blut Christi aufgefangen, als der Hauptmann Jesus mit einer Lanze, die später ebenfalls eine bedeutende Reliquie werden sollte, in die Seite stach, um dessen Tod festzustellen. Mit diesem Kelch – der, um der Story ein wenig Spannung zu verleihen, zwischenzeitlich verschwunden war, aber just in dem Moment wieder auftauchte, als Joseph



um seines Glaubens willen im Gefängnis war – entflohen der wundersam Befreite in Gesellschaft von Maria Magdalena zunächst nach Frankreich und später nach England, wo er sich in der Gegend von Glastonbury niederließ.

Die Geschichte wäre vielleicht nicht nur spannend, sondern auch glaubwürdig, wenn das wunderbare Objekt, das Jesus dem gefangenen Joseph bei seinem seelsorglichen Besuch im Gefängnis überreicht hätte, nicht zwischen den „Acta Pilati“ und Roberts Roman eine wunderbare Wandlung vom Leinentuch zur goldenen Schale durchgemacht hätte.

Wolfram von Eschenbach, der Gral und die Templeisen

Wolfram greift die Erzählung Chrétiens auf, erweitert sie aber durch eine Anzahl anderer Quellen. Als Gewährsmann nennt er einen gewissen Kyot aus der Provence, hinter dem sich vielleicht Guiot de Provins (~1140/50–1210) verbirgt, sowie eben jenes Buch aus der Bibliothek des flandrischen Grafen, das schon Chrétien benutzt, aber, so Wolfram, leider gründlich mißverstanden habe. Auch Kyots Werk beruht angeblich auf einer Vorlage, einem in Toledo entdeckten heidnischen Manuskript eines jüdischen Astronomen mit Namen Flegetanis.

Spätestens hier drängt sich der Verdacht auf, der Autor, in diesem Falle Wolfram, habe wie Umberto Eco eine unbezähmbare Lust an hintergründiger Verschlüsselung und literarischem Verwirrspiel. Auch Variantenfreudigkeit zählt zu seinen unbezweifelbaren Tugenden, denn der Gral wird bei ihm zu einem Stein oder Steingefäß mit dem verballhornten Namen *lapis ex illis*. Wolfram konnte, wie viele Minnesänger, nicht wirklich gut Latein und hat vermutlich die Worte *lapis ex coelis* (Stein aus dem Himmel) mißverstanden oder falsch abgeschrieben. Der Stein verfügt über geheimnisvolle Kräfte, die er einer Hostie verdankt, die ihm an jedem Karfreitag eine Taube vom Himmel bringt.

Bereits in diesem Stadium haben wir es mit einer mythenächtigen symbolischen Mixtur zu tun. Die Taube, ein Symbol des Heiligen Geistes, bringt ausgerechnet am Karfreitag, dem einzigen Tag im Kirchenjahr, an dem keine Eucharistie gefeiert werden darf, eine Hostie, den gewandelten Leib Christi, zu einem Stein oder einem Steingefäß, das seinerseits aus dem Himmel stammen soll. So nimmt es nicht wunder, wenn die Gralsritter, die das gute Stück bewachen, von diesem nicht nur Speise und Trank erhalten. Nein, sein Anblick schützt eine Woche lang vor Alter und Tod – man sollte also regelmäßig nach ihm schauen, wenn man vorhat, es Methusalem gleichzutun. Auch die Verbrennung und die

Wiedergeburt des Phönix werden durch den Himmelstein verursacht, und nicht zuletzt erscheinen auf ihm die Namen der zum Gral Berufenen.

Und wer, so fragt sich der geneigte Leser, sind nun die geheimnisvollen Ritter, die den Gral bewachen? Wolfram verrät es uns: Es sind die Templeisen. Hier und nur hier liegt die Wurzel für alle nun folgenden Mythen über die Templer und

den Heiligen Gral, einschließlich jener über die geheimnisvolle Blutlinie. Denn Wolfram bindet den Helden seines Epos an das anglonormannische Herrscherhaus der Plantagenets und den Gral an die Fürstensippen Gottfrieds und Balduins von Bouillon.

Die Fäden, die er spinnt, liegen durchaus im Trend der Zeit. Die vielen Menschen, die sich auf den Weg nach Jerusalem machten, wollten nämlich nicht nur das Heilige Land von den Ungläubigen befreien, sie wollten auch in Tuchfühlung mit dem Leben Jesu kommen. Und wie

könnte das besser gelingen, als durch die Berührung der Dinge, die der Erlöser auf Erden in seinen heiligen Händen gehalten hat?

Wolfram bringt, wir ahnten es schon, keinerlei Beweise für den Sonderauftrag der berühmten Mönchsritter. In ihren Regeln findet sich auch kein Abschnitt über diesen unverzichtbaren Dienst, kein Templer hat ihn je erwähnt – noch nicht einmal unter der Folter, wo man bekanntlich auch über Dinge redet, die ohne zwickende Zangen an empfindlichen Körperteilen im Dunkel der Verschwiegenheit geblieben wären. Doch das hat keinen der vielen mythenfreudigen Autoren je gestört. Deshalb folgt hier ein Überblick über ihre wichtigsten Thesen.

Die geheimen Nachkommen des Herrn

Der Mythos der Blutlinie, der das „Sakrileg“ von Dan Brown sogar noch populärer gemacht hat als dessen pseudowissenschaftlichen älteren Bruder „Der heilige Gral und seine Erben“ von Henry Lincoln, Michael Baigent und Richard Leigh, leitet sich aus zwei Quellen ab. Die erste zeichnet sich besonders durch ihr übel riechendes braunes Wasser aus. Denn die Lehre vom reinen Blut gehörte zu den Lieblingsmythen Adolf Hitlers und seiner Schergen. Verständlicherweise leitete er seine Idee des unverfälschten Lebenssaftes der Arier nicht vom Blut Christi, sondern einem geheimnisvollen, ungenannten reinblütigen Vorfahren und seiner Sippe ab, die sich durch unseliges Rassengemisch nach und nach in Schlammblüter verwandelt hätten – ein Vorgang den der kleine, braunäugige und schwarzhaarige Mann aus Österreich umzukehren trachtete.



König Artus und die Tafelrunde – und in deren Mitte der Gral

Sein Gefolgsmann Heinrich Himmler glaubte fest an die Existenz des Grales und beauftragte einen Archäologen, im Rahmen einer Geheimexpedition denselben aus den Ruinen von Montsegur zu bergen, da er die Katharer für die letzten Hüter des ersehnten Heiligtums hielt. Daß dies angesichts der strengen Ablehnung jeglichen Reliquienkultes von Seiten der Katharer wenig wahrscheinlich war, kümmerte Himmler nicht. Er ließ auf der Wewelsburg sogar eine Tafelrunde für sich selbst und seine zwölf besten Freunde bauen, an der auch für den Gral ein Platz reserviert war.

Die zweite Quelle ist der Durstlöcher für die buntgemischte Gruppe der Sinnsucher und Symbolologen aus aller Welt. Aus ihr entspringt die auf einem intelligenten Wortspiel basierende Vorstellung, daß mit dem heiligen Gral in Wahrheit die von Jesus Christus ausgehende Blutlinie seiner Nachkommen gemeint war. Denn *San Gral*, „der heilige Gral“, so die Vertreter dieser These, heißt in Wirklichkeit *Sang Real*, „königliches Blut“. Es ist all jenen eigen, die Nachkommen Jesu und Maria Magdalenas sind, in der die ersten Jünger den weiblichen Aspekt Gottes verehrt hätten. Sie finden sich nicht irgendwo, sondern im Königshaus der Merowinger und deren Nachkommen. An dieser Stelle wird wieder eine Verbindung zu den Templern geschlagen, deren Gründungsmitglieder und Protégés einschließlich Bernhard von Clairvaux allesamt merowingischer Abstammung sein sollen. Ihre eigentliche Aufgabe sei es gewesen, den jeweiligen Träger des heiligen Blutes vor der Verfolgung durch die Kirche zu schützen. Dabei wurden sie von der Prieuré de Sion unterstützt, die als geheime Untergrundorganisation die Fäden gezogen habe. Ihr sollen so bedeutende Männer wie Leonardo da Vinci, Isaak Newton und Jean Cocteau angehört haben. Der letzte angebliche Vertreter des merowingischen Königshauses und Großmeister der Prieuré, Pierre Plantard, gestand im Jahr 1993, er habe die gesamte Story erfunden, zu diesem Zweck systematisch Beweisstücke gefälscht und etlichen Museen erfolgreich untergeschoben.

Die Verstecke des Grales

Wenn es die Aufgabe der Templer war, den Gral zu schützen, folgt daraus logischerweise, daß sie dies auch nach der Auflösung des Ordens noch getan haben. Verschiedene Orte

wetteifern mit der Ehre, die Verstecke des geheimnisvollen Gegenstandes zu sein. Als besonders wahrscheinlich gelten die Länder, die damals Tempelritter aufnahmen. Dazu zählt Schottland, dessen König Robert the Bruce gerade exkommuniziert war und dem der päpstliche Bannstrahl deshalb nichts mehr nehmen konnte. Ohnehin waren die Templer in England, Irland und Schottland weitgehend ungeschoren davongekommen, da man in diesen Ländern keine Folter zur Wahrheitsfindung einsetzte und deshalb auch nicht mit abstrusen Geständnissen aufwarten konnte. Doch obwohl die Rosslyn Chapel in der Tat über einige sehr bemerkenswerte Verzierungen verfügt, ist der Gral dort bis heute nicht gefunden worden. Auch Portugal – müßte es nicht eigentlich *Port au Gral* heißen? – soll dem mächtigen Stein respektive Kelch eine Heimat geboten haben, der dort als *Santo Caliz* in Valencia zu bewundern ist. Ebenso wenig ist auszuschließen, daß Himmlers Suchtrupp in Montsegur den entscheidenden Stoffen übersehen hat. Auch die Auswanderung der Templer über den Atlantik nach Amerika ist schon ins Spiel gebracht worden. Nicht zuletzt wollte sich auch das Haus Habsburg eine zeitlang als Gralhüter profilieren. Die spätantike Achatschale mit schriftähnlicher feiner Äderung, die sie für den Gral hielten, wird in der Schatzkammer des kunsthistorischen Museums der Wiener Hofburg aufbewahrt. Und der nur scheinbar unauffällige Hüter, der diese Kammer bewacht ist – na, was wohl? Ein Templer natürlich!

✱
biast

Literaturhinweise:

Mike Aquilina, Christopher Bailey: *Der heilige Gral. Ein Mythos wird entschüsselt*. Die Autoren deuten die Geschichten um den Heiligen Gral als spirituelle und moralische Wegweiser für Sinnsuchende aller Zeiten. Sie untersuchen die gängigen Gralstheorien, erzählen ihre Entstehungsgeschichten und erheben die Leser zu einer erhellend unvoreingenommenen, gänzlich esoterikfreien Sprüche. Sehr empfehlenswert! Gütersloher VerlagsHaus, Gütersloh 2007, 220 S., ISBN 978-3-579-06432-6.

Richard Barber: *Der Heilige Gral. Geschichte und Mythos*. Barber erzählt in seiner fundierten Studie die Geschichte der literarischen und künstlerischen Verarbeitung des Gralmythos von ihren Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Ein kluges, facettenreiches, intelligentes Buch für alle Gralkon. Artemis und Winkler, Zürich 2004, 359 S., ISBN 3-508-07202-5.

Geschichte und Wirkung eines Mythos. Wer ist der Gral?

Der Katalog zur Ausstellung des Wagner-Museums Bayreuth präsentiert den Gral in verschiedenen Formen, Farben und Gestalten. Die Essays beschäftigen sich mit Mythen und Heiligkeit des Grales, mit den Bühnenbildern von Richard Wagners „Parsifal“ sowie mit Bedeutung und Funktion des Gralmythos für die NS-Ideologie. Lesens- und schauenswert! Deutscher Kunstverlag, München/Berlin 2008, 79 S., ISBN 978-3-422-06938-4.

„Das letzte Abendmahl“
von Leonardo da Vinci

